



Tagebuch von Anna W. Kaschirina

Der entschlüsselte Text des Tagebuchs wurde uns freundlicherweise vom Zentrum „Proschito“ (dt. „das Durchlebte“) zur Verfügung gestellt. <https://prozhito.org>

Das Zentrum „Proschito“ der Europäischen Universität Sankt Petersburg sammelt, entschlüsselt und veröffentlicht elektronische Dokumente, niedergeschrieben aus erster Hand: Tagebücher, Memoiren und Briefe. In Zusammenarbeit mit Museen, Bibliotheken und Archiven erschafft das Zentrum Sammlungen von digitalisierten Dokumenten zur Bewahrung von Erinnerungen, die bisher nur bei Familienzusammenkünften erhalten wurden, sowie mit dem Ziel, eine Basis von historischen Quellen zur weiteren geisteswissenschaftlichen Forschung zu schaffen.

Das Tagebuch der Leningrader Schülerin, die 1942 in der belagerten Stadt starb, erzählt von den schrecklichen Ereignissen zu Beginn der Blockade und den unerträglich schweren Bedingungen des Lebens der Leningrader während des ersten sowie auch kältesten und hungrigsten Blockadewinters.

Übersetzung aus dem Russischen: Viktoria Köhn

Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte im Rahmen der Humanitären Geste der Bundesrepublik Deutschland zugunsten der heute noch lebenden Opfer der Leningrader Blockade. Das Projekt „Humanitäre Geste“ wird vom Deutsch-Russischen Begegnungszentrum St. Petersburg (drb) in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung St. Petersburg, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in St. Petersburg, der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH und dem JugendSozialwerk Nordhausen e.V. umgesetzt.

Kaschirina
Anna Wassiljewna
22. Mai 1926 – Februar 1942

Schülerin zu Zeiten der Tagebuchführung. Die handschriftlichen Aufzeichnungen wurden im Jahre 1942 in Trümmern gefunden.

Die Aufzeichnungen wurden im Jahre 1942 von Pjotr Petrowitsch Ryschago (geboren 1902) in den Trümmern eines Hauses auf dem Weg vom Stoljarnyj Pereulok, Haus 10, zum Kirow-Werk gefunden.

Zusätzliche Information

Das Gedenkbuch „Blockade“ (Band 13) enthält folgende Angaben:

- Kaschirina, Anna Wassiljewna, geboren 1927, Wohnsitz: Prospekt Statschek, Haus 56-a, Wohnung 6. Todesdatum: Februar 1942. Bestattungsort: unbekannt.
- Kaschirin, Wassilij Wassiljewitsch, geboren 1901, Wohnsitz: Prospekt Statschek, Haus 56-a, Wohnung 6. Todesdatum: Februar 1942. Bestattungsort: unbekannt.

Bei der Veröffentlichung wurden die Orthographie und Interpunktion der Autorin beibehalten.

Jahr 1942

15 Jahre

Vorwort.

Der Krieg begann am 22. Juni 1941. Ich erfuhr von meiner Patentante davon. Keiner konnte glauben, dass Deutschland, unser Verbündeter und Freund, einen barbarischen Überfall auf unser Land begangen hatte. Doch allmählich begann man, sich daran zu gewöhnen. Am 18. Juli 1941 wurden Lebensmittelmarken eingeführt. Arbeiter erhielten am Tag 800 Gramm Brot, Nichterwerbstätige, Angestellte und Kinder 400 Gramm. Bei uns blieb Brot übrig und wir begannen, es zu Zwieback zu trocknen. Wir hatten zwei kleine Säckchen voll getrocknet, inklusive Kringelgebäck und Zwieback, die wir gekauft hatten. Für andere Produkte wurden ebenfalls Lebensmittelmarken benötigt, doch sie wurden reichlich herausgegeben. Die Versorgung mit Produkten war durchaus ausreichend. Aber dieses Glück hielt nicht lange an. Die Deutschen rückten vor und kamen Leningrad immer näher. Ungefähr im August begann die Evakuierung von Kindern im Alter bis 14 Jahren aus Leningrad. Wir meldeten Mischa an, aber Mama entschied sich dagegen, weil wir dachten, dass es nicht gut wäre. Aber wir lagen falsch. Die Lebensmittelmengen ließen nach. Brot wurde weniger ausgegeben: Arbeitern 600 Gramm, Angestellten, Nichterwerbstätigen und Kindern 300 Gramm. Das Brot reichte nur noch zur Grundversorgung. Diese Menge galt ungefähr eine Woche lang, vielleicht aber auch weniger. Sie wurde noch weiter gesenkt. Arbeitern wurden 400 Gramm ausgegeben, allen anderen 200 Gramm. Wir stellten das Brot schon nicht mehr auf einem Teller auf den Tisch, sondern teilten alles gleichermaßen auf. Mama arbeitete im Kirow-Werk und mein Bruder und ich erhielten als Nichterwerbstätige jeweils 200 Gramm. Papa war bei der Arbeit in einer Kaserne untergebracht und kam selten nach Hause. Die Marken für Brot und Getreide nahm er mit. Mama würde bis zum letzten Tropfen alles mit uns teilen. Das Brot reicht nicht.

In den Furagegeschäften waren Presskuchen und Getreideschrot ausverkauft. Einige Male trieb Papa dieses Getreideschrot auf und brachte es uns, manchmal fuhr Mischa zu ihm in die Fabrik, um es zu holen. Wir fügten Mehl hinzu und buken Fladenbrot aus dem Getreideschrot, sodass wir es zur Suppe essen konnten.

Es war gut, dass wir Kartoffeln angebaut hatten. Von ihnen ernährten wir uns den ganzen Sommer und sparten das gekaufte Getreide (zum größten Teil Linsen, da es kaum anderes Getreide gab) auf. Zudem half uns der Kohl, den Mama aus den Gemüsegärten mitbrachte.

Wir salzten ein kleines Fass mit weißem Kohl und „grauem“, also Kohlblättern, die schon gefroren waren, ein. So lebten wir. Ein zweites Gericht war selten, da schon die Kartoffeln wenig waren und wir den grauen Kohl dämpften und brieten. Manchmal brachte Mama

Linsensuppe aus der Fabrik mit. Aber davon gab es nur wenig. Unsere Stadt wurde täglich bombardiert und geriet unter Artilleriebeschuss. Nachts bombardierten und tagsüber schossen sie. Alle erwarteten den 7. November, in der Hoffnung, dass die Brotration erhöht würde, aber nichts dergleichen geschah, und am 10. November wurde die Brotmenge noch weiter herabgesenkt. Arbeitern wurden 300 Gramm gegeben und allen anderen 150 Gramm, wir erhielten zu dritt am Tag 450 Gramm und noch 600 Gramm Getreide für zehn Tage. (Seit dem 23. Oktober arbeitete Mama nicht mehr, da ihr wegen staatlicher Kürzungen gekündigt wurde.) Das Brot war schlecht, denn es wurde nicht allein aus Mehl gebacken, sondern Zusätze beigemischt, die aus Papier und Watte bestanden (die ganze Stadt sprach darüber, woraus diese Zusätze bestanden). Wir bräuten schon keine Kartoffeln mehr, sondern kochten nur noch Suppe oder Kohlsuppe, wir wussten selber nicht, wie wir es nennen sollten. Wir gaben Getreide, Kohl und Kartoffeln dazu, damit es ein wenig dicker würde. Am 13. Oktober wurde die Brotration noch weiter gesenkt: Arbeiter erhielten 250 Gramm, alle anderen 125 Gramm. Zu dritt 375 Gramm am Tag! Es war schrecklich, aber uns halfen der Kohl und das Brot. Es sprach keiner mehr von leckerem Essen, alle wollten mehr von dem Brot. Der Zwieback neigte sich bei vielen dem Ende zu, obwohl man viel getrocknet hatte. Dreimal am Tag aß schon keiner mehr, sondern lediglich zweimal und das nur mit Schwierigkeiten. Und sowohl das Frühstück (um 11 Uhr), als auch das Abendessen (um 6 Uhr) bestanden aus einem Gericht: dünner Suppe. Die Menschen begannen, vor Hunger anzuschwellen, ihr Schicksal zu verfluchen. Alle warteten auf das Ende, wie auch immer es aussehen würde. Unser Vater war schon lange angeschwollen, aber wie hätten wir ihm helfen können? Gar nicht. Wir waren selber hungrig. Viele fielen auf der Straße um, auf dem Weg zur Arbeit oder auf dem Rückweg. Viele, die sich zum Ausruhen hingesetzt hatten, standen schon nicht mehr auf. Wieder andere kamen nicht ins Zimmer zurück, wenn sie zur Toilette gegangen waren. Andere starben durch den Hunger. Wieder andere setzten ihrem Leben ein Ende, indem sie sich erhängten, weil man ihnen die Marken weggenommen hatte. Und wieder andere ... das reicht. Die Menschen fielen wie die Fliegen. Es gingen jedoch Gerüchte um, dass man die Brotration erhöhen würde. Keiner glaubte es. Man konnte solch ein Gespräch hören:

– Es wird erzählt, dass die Brotration erhöht wird.

– Wer hat dir das gesagt? Klatschweiber vielleicht? Als würden sie die 125 Gramm nicht auch noch wegnehmen. (Alle sagten 125 Gramm, da die Mehrheit Nichterwerbstätige waren).

Es wurde erzählt, dass man die Ration am 10. Dezember erhöhen würde. Aber weder am 10. noch am 15. wurde sie erhöht. Dann wurde erzählt, dass man sie am 20. Dezember erhöhen würde. Aber auch der 20. brachte nichts Gutes. Die Gespräche hörten auf. Man begann, auf das neue Jahr zu warten. In den Läden gab es keine Lebensmittel. Die Schlangen begannen sich ab 3 Uhr nachts zu bilden. Aber die Läden wurden geöffnet und man verkündete, dass es nichts gab, sodass sich die Schlange, ohne etwas bekommen zu haben, auflöste. Am 25. stellte sich meine Mutter um fünf Uhr in die Schlange, eilte jedoch gegen sechs Uhr nach Hause und rief:

– Kinderchen, meine lieben, uns wurde die Brotration erhöht!

Wir konnten ihr nicht glauben. Misha stand auf und ging in den Laden, um Brot zu holen – das war seine Aufgabe. Und erst dann, als er das Brot mitgebracht hatte, konnten wir es

glauben. Arbeitern wurden 350 Gramm gegeben, allen anderen 200 Gramm. Wir bekamen dann am Tag 1,1 Kilogramm Brot. Wir teilten das Brot in vier Teile (Papa arbeitete seit dem 2. Dezember nicht mehr, da ihm in der Fabrik Nr. 3, wo die Brotzusätze hergestellt wurden, zwei Finger abgetrennt wurden. Er brachte ein wenig Teig mit und wir buken aus Getreideschrot und diesem Teig Fladenbrot) und waren sehr überrascht und erfreut zu sehen, was für große Stücke jeweils blieben. Später teilten wir das Brot in drei gleiche Teile und kauften für Papa extra Brot, weil es ihm schlecht ging und sein Gesicht angeschwollen war. Auch bei Mama traten Schwellungen auf und wir wogen für jeden das Brot nach den regulären Mengen ab. Seit dem 1. Dezember arbeitete Mama im Marty-Werk und wir fürchteten, dass sie stürzen und nicht mehr nach Hause kommen würde. Auch so lebten wir: heute am Leben – Gott sei Dank. Für den morgigen Tag konnte keiner garantieren. Durch die Stadt liefen schon keine Katzen und Hunde mehr – sie waren alle gegessen worden. Der Hunger quälte alle. Mit ihm konnte auch die Kälte nicht mithalten. Es kam alles zusammen: Hunger, Kälte und Dunkelheit. Auf den Märkten waren schreckliche Preise, aber für Geld wurde nur wenig verkauft, das meiste jedoch für Lebensmittel: für Brot, Süßigkeiten, Zucker usw. In jedem Zimmer standen Öfen. Schmutz immer und überall. Es gab kein Wasser. Zum Teufel mit einem solchen Leben. Wir entschieden uns, die Lebensmittel (Kohl und Getreideschrot) auf den Monat Januar aufzuteilen, und dann komme, was wolle. Täglich wurden massenhaft Leichen weggebracht. Entweder warf man sie vor den Zaun des Friedhofs oder brachte sie in die Leichenhallen und von dort aus in die Massengräber. Man erzählte, dass bis zu 10.000 Menschen an einem Tag starben. Das ist schrecklich! Wie kann es sein, dass wir noch am Leben sind?! Alle sind bössartig, keiner will auf den anderen hören, jeder macht, was er will. Ich weiß, dass ich mich manchmal schlecht verhalte, aber ich kann nicht anders. Es wird alles gegessen, was und wann immer es sein muss. Während des Krieges brachte Papa uns einige Male Fleisch mit. Ich aß davon, ohne zu wissen, was es war, und danach, als alles schon aufgegessen war, fand ich heraus, dass es eine Katze war. Ich kenne niemanden, der sich mit diesen Lebensmitteln auskennt. Man aß alles, was man in die Finger bekam, solange es essbar war. Einmal kamen wir mit unseren Nachbarn ins Gespräch. Es ging natürlich um das Thema Essen. Wir wollten gern, dass bei unserem Haus ein Pferd zusammenbrechen möge. Sie sagte:

– Dort, bei der Leichenhalle, türmt sich ein ganzer Haufen, suche dir eines aus.

Vielleicht haben wir auch das gegessen, wir wissen es nicht. Demnächst und auch jetzt schon steht uns die schwierigste und anstrengendste Zeit bevor. Ich habe entschieden, detaillierte Aufzeichnungen über den Vortag zu führen. Die Tage verlaufen eintönig, nichtsdestotrotz wird es interessant für mich sein, falls ich all diese Herausforderungen überlebe, mich an das Vergangene zurückzuerinnern. Es ist sehr schwer, das 15. Lebensjahr (ich wurde am 22. Mai 1926 geboren), also die schönsten Jahre, in einer so schwierigen Zeit zu erleben. Wenn jemand mein Tagebuch in die Hände bekommt, möge er es lesen und herausfinden, wie die Einwohner der Stadt Lenins zu Beginn des Jahres 1942 gelebt haben.

[Unterschrift] A. Kaschirina

10. Januar. Früh schlafen gelegt. Um ein Uhr nachts klopfte Nina Moltschanowa an unser Fenster und rief:

– Steht auf, steht auf! Wir brennen! Unser Haus brennt! Schneller, steht auf!

Mama weckte mich auf; Papa und Mischa sprangen auch auf. Zuerst verstand ich nicht, was los war, aber begann dann schnell, mich anzuziehen, und rief durch das Glas:

– Wo brennt es?!

– Beim dritten Hauseingang!

– Bei wem brennt es? Wer hat das Haus angezündet?

Es kam keine Antwort. Ich griff nach meiner Jacke und lief mit Papa auf die Straße, um herauszufinden, was los war und in welcher Lage wir uns befanden. Auf der Straße bat ich Papa, zum dritten Treppenhaus zu gehen, während ich selbst zum ersten lief. Ich lief sehr schnell, woher ich diese Kräfte nahm, weiß ich nicht. Nachdem ich um das Haus gelaufen war, traf ich Nina. Auf dem Weg erklärte sie mir, dass das Haus von Nastja Popowa (einem 13 Jahre alten Waisenkind) brannte.

– Halunken, was habt ihr getan?! – rief ich und lief zu einer Gruppe von Leuten.

– Wir haben kein Wasser! Bringt Wasser!

Ich rief noch etwas und lief dann nach Hause, holte einen Eimer und rannte zurück.

– Wir müssen Wasser holen! Nehmt einen Eimer! Boris, wir laufen los und holen Wasser, – sagte ich zu Ninas Bruder.

Er rief etwas, nahm einen Eimer und wir eilten los. Als wir das Wasser brachten, hatte Papa schon das Fenster eingebrochen und wir sahen eine riesige Flamme. Mit zwei Eimern konnte man hier nicht helfen! Ich lief nach Hause, um zu erklären, wie die Lage war. Anschließend begannen wir aus dem Zimmer alle Sachen herauszubringen. Alle schleppten ihre Sachen fort und fragten:

– Wurde die Feuerwehr gerufen?

– Hat jemand die Feuerwehr gerufen?

– Hast du sie gerufen?

– Nein.

– Wieso fragst du dann?

Schließlich sagte man, dass zwei Mädchen aus der zehnten Wohnung schimpfend losgerannt waren, um die Feuerwehr zu holen, und dass sie bald kommen sollte. Aber die Flammen zerstörten alles gnadenlos und nahmen schlagartig zu. Wir brachten alle Sachen und Möbel heraus. Durch die Eingangstür konnte man schon nicht mehr gehen; das Wasser hatte alles überflutet. Meine Filzstiefel waren mit einer fünf Zentimeter dicken Eisschicht umhüllt und in den Filzstiefeln gluckste das Wasser. Als wir auf der Straße standen, hörten wir, wie Tante Njura Semjonowa weinte. Es stellte sich heraus, dass sie auf der Arbeit gewesen war und ihr Sohn im Zimmer geschlafen hatte. Als sie herbeigeeilt war, war er schon am Ersticken ... Im Krankenhaus starb er ... das, was sie auf der Arbeit getragen hatte, war das einzige, was ihr geblieben war ... Endlich kam die Feuerwehr. Oh! Wie lange sie die Schläuche abwickelten. Alle forderten sie auf, sich zu beeilen:

– Los Männer! Beeilt euch bitte!

– Werdet ihr es bald löschen?

– Womit sollen wir es löschen? Es gibt kein Wasser! – Das war ihre Antwort.

Was war das hier bloß?! Mein Gott! Alle liefen umher, schrien, weinten. Und die Flammen tobten und waren bereit, im ganzen Haus zu lodern. In weniger als einer halben Stunde kam endlich das Wasser. Sie begannen zu löschen. Langsam ließen die Flammen nach. Während es gelöscht wurde, erzählte Nina mir, wie das Feuer begonnen hatte. Es stellte sich heraus, dass Tante Njura Moltschanowa für Nastja einen Mantel gekauft hatte. Sie war mit einem Kienspan in das Zimmer gegangen, hatte den Mantel in den Schrank gehängt, den Kienspan in den Schrank fallen lassen und war zum Schlafen in die Küche gegangen. Der Kienspan begann zu glühen und ... hier war das Ergebnis. Das ganze Haus brannte. Fast die ganze hölzerne Hälfte war verbrannt. Sehr viele Sachen, Lebensmittel- und Brotmarken waren verbrannt. Um sechs Uhr waren wir wieder im Zimmer. Wir tranken Tee und legte uns nicht wieder schlafen, sondern begannen, das Frühstück vorzubereiten. Um zehn Uhr aßen wir eineinhalb Teller Suppe, eine kleine Frikadelle mit zwei Fladenbrotten und einem kleinen Stück Brot von ungefähr 100 Gramm, Papa und Mama hatten 175. Dann räumten wir das Zimmer auf. Um ein Uhr aßen wir nochmal fettige Suppe, gekocht aus Zwieback.

Aber die verkohlten und gefrorenen Pfosten begannen zu glühen. Irgendwo trat Rauch aus und wir selbst mussten dort löschen. Das geschah zweimal. Das eine Mal löschten wir selber, beim zweiten Mal, als wir das Wasser ausgossen, riefen wir die Feuerwehr. Die Feuerwehr entschied, auf Wasser zu verzichten. Nachdem sie den glühenden Teil des Balkens abgesägt hatten, fuhren sie weg. Das war um sechs Uhr abends.

Müde, hungrig und frierend legten sich alle früh schlafen. Um zehn Uhr nachts wurden wir wie in der vorigen Nacht von einem Schrei geweckt:

– Steht auf, wir brennen, wir brennen schon wieder! Polja, steht auf! Der Dachboden brennt!

Wir sprangen auf, liefen los, um herauszufinden, was und wo es brannte. Von der zweiten Etage wurden schon Sachen heruntergeschleppt. Die Flamme war schon riesengroß. Sofort rannten wir los, um die Feuerwehr zu rufen. Auch wir fingen an, Sachen herauszuschleppen, ließen die Möbel jedoch in Ruhe. Die Feuerwehr kam erst lange nicht und die Wohnung über uns begann schon zu brennen. Glücklicherweise war die Mauer aus Stein, ansonsten hätten wir in Schwierigkeiten gesteckt. Als die Feuerwehr ankam, gab es kein Wasser. Dann endlich kam es. Sie begannen zu löschen und wir brachten die Sachen in das Zimmer. Das Wasser stand unter unseren Füßen und kam von oben wie aus Eimern gegossen. Endlich gelang es uns, alle Sachen hinaufzuschleppen. Wir legten uns sofort schlafen.

11. Januar. Den Rest der Nacht schliefen wir in Ruhe. Wir standen auf. Frühstückten. Mama ging zur Arbeit, um den Urlaubsschein zu holen. Ich räumte im Zimmer auf. Brachte einen riesigen Haufen Müll hinaus. Dann gab ich den Fladenbrotteig, den wir letztes Mal angerührt hatten, in den Fleischwolf. Um zwei Uhr kam Mama, müde, aufgedunsen von den schlaflosen Nächten. Wir feuerten den Ofen an und kochten unser bescheidenes Abendessen. Wir sind sehr verängstigt von dem Brand und jedes Geräusch ruft uns die letzte Nacht in Erinnerung. Wenn jemand vor der Haustür oder auf der Straße laut etwas ruft, dann scheint es, als rief

er: „Feuer! Es brennt!“ und nicht etwas anderes. Der Tag heute verlief ruhig, aber wir wissen nicht, was nachts mit uns sein wird.

Schon einige Tage funktioniert das Radio nicht. Was passiert jetzt an der Front? Das Donnern der Waffen und das Knallen der Maschinengewehre haben wir in den letzten Tagen nicht gehört.

In den Läden gibt es keine Lebensmittel. Wir wollen unbedingt essen, aber was sollen wir essen? Nichts. Alle sagen, wir hätten in der letzten Zeit gelitten. Aber mehr kann man nicht leiden.

Wir legten uns um sieben Uhr schlafen, nachdem wir jeweils eineinhalb Teller Suppe und eine Frikadelle gegessen hatten. Papa hat völlig den Verstand verloren. Er kann gar nicht mehr laufen. Beim Schlafengehen erklärte er, dass er gesund werden müsse, dass er sein ganzes Leben für die Familie gelebt habe. Er wollte von allem mehr bekommen, insgeheim von meinem Bruder und mir, schrie aber beim Frühstück und beim Abendessen: „Es reicht! Es reicht! Füllt mir nicht mehr auf!“ Wenn man ihm Suppe auffüllen wollte, stellte er seinen Teller hin, schrie aber selbst die ganze Zeit: „Es reicht! Es reicht!“ Ich weiß nicht, wie man ihn verstehen soll. Auf jeden Fall ist er die ganze Zeit hungrig. Während des Essens schaut er anderen oft auf den Teller oder auf das Brot. Ich habe seine heimlichen Blicke einige Male bemerkt.

12. Januar. Gott sei Dank! Die Nacht verlief ruhig, wir wachten zwar nachts von irgendeinem Lärm auf der Straße auf, aber es war einfach nur Lärm und nichts Gefährliches. Um zwölf Uhr ging ich in den Laden. Es gab keine Lebensmittel. Ich kaufte Seife, Streichhölzer und Brot und ging nach Hause. Seife, Streichhölzer und Brot – das war alles, was es in dem riesigen Laden gab und auch das war in Kürze ausverkauft. Es wurde gesagt, dass es bis zum 15.01.42 in den Läden nichts geben würde. Und nach dem 15. Januar – noch unklar.

15. Januar. In den Läden taucht jetzt etwas auf. Es wird Mehl ausgegeben, hergestellt aus Kokosnussschalen. Erstmal wurde für alle eine Menge festgelegt – 400 Gramm. Und heute um zwölf Uhr wurden Fleischkonserven geliefert, mit jeweils 75 Gramm anstatt 100 Gramm. Mama hat sich in die Schlange gestellt und um ein Uhr habe ich sie abgelöst. Die Konserven waren gefroren und man konnte sie nicht aus der Dose schütten. Während sie noch auftauten, wurden keine Kassenzettel gedruckt. Um drei Uhr oder ungefähr zu dieser Uhrzeit wurden die Kassenzettel gedruckt. Als vor mir ungefähr zwanzig Personen standen, wurden keine Kassenzettel mehr gedruckt, weil die Schlange sich vor den Verkäufern staute. So standen wir bis 5 Uhr an. Und 25 Minuten nach fünf bekam ich 300 Gramm Konserven anstatt 400 Gramm und ging nach Hause. Für die 300 Gramm hatte ich fünfeinhalb Stunden angestanden. Mein Gott! Alle sagen, dass man ab dem morgigen Tag die Brotration erhöhen würde! Nein, das kann nicht sein! Außerdem sagen alle, dass man viele Produkte nach Leningrad liefere! Wenn man sie liefert, wieso gibt man sie uns dann nicht?! Warum sterben täglich Tausende Menschen? Wann wird das ein Ende haben? – Ich weiß es nicht.

17. Januar. Heute Morgen wollte ich auf den Markt gehen, um Holzleim zu besorgen, aus dem man Sülze kocht, aber tat es nicht, weil mein Begleiter nicht ging. Mama ging morgens zur Arbeit und nahm ihre Marken für Familienangehörige mit, um sie registrieren zu lassen, und ließ nur Papas zurück. Nachdem ich gefrühstückt hatte, begann ich, das Zimmer zu putzen. Ich fegte Asche in einen Eimer. Papa, der auf der Ottomane gelegen hatte, sprang auf:

– Wohin fegst du die Kohle?! – schrie er.

– Das ist doch keine Kohle, das ist Asche! Wie willst du den Ofen mit Asche anheizen? Aus dem Weg, ich räume es selber weg ...

– Ich räume dich gleich weg, schließlich ist es Kohle ...

– Dann räume selber auf.

Er fegte alles zu einem Haufen und ging. Ich war so gekränkt davon, dass er selber nichts tat und anderen nichts gab, dass mir die Tränen kamen. Dann nahm ich den Eimer und fegte alles wieder hinein. Wieder sprang er auf und sagte, dass er uns großgezogen hätte und wir nicht auf ihn hörten, dass er uns den ganzen Herbst Fleisch zu essen gegeben hätte und so weiter und so fort...

Als er sagte, dass er uns den ganzen Herbst Fleisch zu essen gegeben hätte, hielt ich es nicht aus und murmelte:

– Und was für ein Fleisch... So ein Fleisch hätte uns jeder geben können ... – sagte ich und schluchzte und er öffnete mich nach.

Er sagte, dass wir alle schmutzig seien, dass wir uns die Gesichter mit Putzlumpen abwischen und er vier Wochen das gleiche Hemd trage.

– Und wer ist schuld daran, dass du dich nicht umziehst, sollen wir dich umziehen, oder was?

– Wer sonst?

– Du selbst. Sogar Genka zieht sich selber an.

So stritten wir uns. Um zwölf Uhr ging er zum Laden, um sich für Getreide anzustellen. Ich schickte Mischa los, um ihn abzulösen, aber Papa verzichtete darauf. Er brachte 400 Gramm Hirse mit, die er mit seiner Marke gekauft hatte, und stellte sich in die andere Schlange für den Fall, dass Mama früh kommen würde. Nachdem er eine Weile gesessen hatte, nahm Papa Mischa mit sich und ging in den Laden, wo sie Mama trafen und ihre Marken bekamen. Als Mama kam, war sie hungrig und wollte essen. Die Suppe war kalt und sie aß ein wenig davon. Dann aß sie noch ihre Frikadellen.

– Nun, hat euer Vater mit euch geschimpft? – fragte sie im Vorbeigehen. – Streitet euch doch nicht mit ihm, er ist schließlich krank, angespannt. Einmal hat er dich in den Laden geschickt und du bist nicht gegangen, das auch noch vor einer fremden Person. Weißt du, wer das war?

– Nein, – antwortete ich.

– Du kennst Panja Tschuprjajewa, das ist ihre Schwiegermutter, die Mutter von Onkel Senin. Erinnerst du dich an den 7. November, als sie zu uns kamen und Bier bei uns tranken?

Sie haben einen 16-jährigen Sohn, so alt wie du. Semjon hat bei ihm von dir geschwärmt: „Da gibt es dieses Annchen, Annchen!“ Sie entschieden sich, herzufahren und dich anzusehen. Sie wollten bei uns einheiraten.

- Nur meinetwegen sind sie hierhergefahren? ...
- Ja! Und vor so einer Person verhältst du dich so launenhaft!
- Ich kenne ihn nicht und will ihn auch nicht kennen! ...

Bald darauf kamen Papa und Mischa und brachten noch 1,2 Kilogramm Hirse mit. Wir teilten sie auf zehn Tage auf. Abends aßen wir, und, da ich nichts zu tun hatte, setzte ich mich hin, um zu lesen. Papa ging zum „Spazieren“, wie er es nannte, irgendwohin. Ungefähr um sieben Uhr kam er wieder und sagte:

– Schlafenszeit, ihr habt schon genug Licht verschwendet, – und setzte sich selbst, ohne sich auszuziehen, auf den Stuhl. Widerwillig zog ich mich aus. Mama auch. Als ich mich schlafen gelegt hatte, rief er Mama zur Tür und flüsterte ihr etwas zu. Ich hörte nur, wie Mama fragte: „Vom Menschen?“, die Antwort hörte ich jedoch nicht. Dann wieder Mamas Stimme: „Das muss noch nicht sein“. Sie sagten noch etwas, dann legte Mama sich zur mir schlafen. Er setzte sich, fragte nach der Uhrzeit und ging.

- Mama, wir sind wie die Kannibalen geworden, – sagte ich nach langem Schweigen.
- Was soll ich denn mit ihm machen – antwortete sie.

Ich wusste, dass er gegangen war, um Fleisch zu besorgen. Ich war sehr enttäuscht. Im Liegen begann ich zu schluchzen. „Sind wir wirklich schlimmer als Menschen?“

– Was regst du dich auf? Was regst du dich auf? Schließlich wurde dieser Mensch umgebracht, – versuchte Mama mich zu überzeugen. Aber ich hörte ihr nicht zu. Ich war aufgewühlt und schlief sehr spät ein.

21. Januar. Der heutige Tag verlief ruhig. Wir sind auf Suppe übergegangen: Der ganze Kohl ist aufgebraucht. Gestern haben wir ein halbes Kilo Linsen und ein halbes Kilo Mehl bekommen, für 2 Rubel und 10 Kopeken. Die Suppe schien uns außergewöhnlich lecker, aber sie reichte nicht aus, um unsere leeren Mägen zu füllen. Früher, vor dem Krieg, hätten wir die Suppe natürlich nicht bis zum Tellerboden gegessen, weil es damals noch eine Vorspeise, eine erste und zweite Hauptspeise gab; und nun essen wir jedes Mal jeweils fast zwei Teller Suppe und eine Frikadelle, dazu kommen noch 100 Gramm Brot. Gäbe es mehr Brot, würden wir satt werden, aber es gibt kein Brot. Alle haben nur einen einzigen Gedanken: Brot. Doch wir essen es kaum, haben es nie im Mund. Was soll das sein – 200 Gramm Brot am Tag? Wir werden nur getröstet. Die Arbeiter erhielten 100 Gramm Grieß und 50 Gramm Butter, Familienangehörige 100 g Süßigkeiten und 50 Gramm Butter. Außerdem noch Marken für 100 Gramm Fleisch. Alle sagen, wir hätten in der letzten Zeit gelitten. Dem Satten kann man das gut sagen, aber worauf soll der Hungerige warten? Wir haben schon lang genug gewartet, unsere Beine gehorchen uns schon nicht mehr, aber es ist nicht unser Wille. Es wird erzählt, dass man bald die Brotration erhöhen würde, aber keiner glaubt daran. Wir sind hungrig und glauben nicht daran, jemals satt zu werden, deswegen glauben wir nicht, dass alle Augen auf Leningrad gerichtet sind, dass man seine Einwohner retten möchte, dass viele Produkte in

die Stadt geliefert werden. Nein, wir werden niemals satt werden, diesen Hunger überleben wir nicht.

23. Januar. Gestern Abend ist Papa wieder „spazieren“ gegangen. Ich wusste, dass er gegangen war, um Beute zu finden. Ich wartete nicht auf seine Rückkehr und schlief früh ein. Morgens wachte ich von einem Geräusch im Zimmer auf – es war Papa, der das von ihm mitgebrachte Fleisch schnitt. Mama sollte gegen neun Uhr zur Arbeit gehen. Sie stand früh auf und begann, das Mittagessen zu kochen. Da sie beschlossen hatte, dreimal am Tag zu essen, kochte sie eilig Suppe, die zwar dünn, aber reichhaltig war. Um acht Uhr aßen wir alle einen Teller dieser Suppe und Mama, die entschieden hatte, um einen Urlaubsschein zu bitten, ging zur Arbeit. Sie kam um elf Uhr. Um zwölf aßen wir zu Mittag. Heute habe ich noch 400 Gramm Huhn bekommen. Um fünf Uhr haben wir nochmal gegessen. Wir beschlossen, das Brot für morgen nicht zu nehmen; Papa bestand besonders darauf, weil ihm gesagt wurde, dass die Anweisung zur Erhöhung der Brotration über das Radio mitgeteilt und sofort gestrichen worden war, weil die Registrierung der Marken noch nicht abgeschlossen war. Mama beschloss, selbst zur Ladenöffnung zu gehen, da sie einen Urlaubsschein bis zum 28. Januar erhalten hatte.

24. Januar. Hurra! Hurra! Heute wurde uns die Brotration erhöht! Aber die Erhöhung ist so gering, dass ich gar nicht davon sprechen will: 50 Gramm. Bei allen, außer den Angestellten, wurde es um 50 Gramm erhöht, den Angestellten aber um 100 Gramm. Aber trotzdem ist es eine Erhöhung. Früher erhielten wir 125 Gramm für den ganzen Tag und nun esse ich diese Menge mit einem Mal auf. Schließlich bekamen Arbeiter erst vor Kurzem noch 250 Gramm und nun bekommen Familienangehörige und Kinder so viel. Zudem erhalten Arbeiter jeweils 350 g Mehl und Familienangehörige 100 Gramm; und alle erhielten noch 150 Gramm Grieß. Es wurden auch noch Getreide und Fett versprochen, aber wie man sagt: Auf das Versprochene wartet man drei Jahre.